



# Der Mann im Grab

**Verbrechen** Fast 45 Jahre lang haben Beamte ermittelt, nun könnte die Polizei mindestens vier Morde an jungen Frauen aufklären. Doch sie hat einen mächtigen Gegner: das Gesetz.

Es geht durch ein schmiedeeisernes Tor, das beim Öffnen quietscht. Vorbei an einem Mahnmal für die Gefallenen der Weltkriege, an Rhododendronbüschen und Friedhofsgärtnern in grünen Latzhosen, die gebückt Grashalme vom Wegesrand zupfen. Noch wenige Meter über Kieselsteine, dann steht man am Grab eines Familienvaters, gegen den die Polizei einen monströsen Verdacht hegt.

Seine Hinterbliebenen, die nichts von diesem Verdacht wissen, haben für ihn einen schlichten, glänzenden Gedenkstein anfertigen und seinen Namen einarbeiten lassen, in weißen Lettern. Jemand hat Tulpen in einer Plastikvase aufgestellt und Primeln gepflanzt. Der Boden ist frisch geharkt und unkrautfrei.

Alles sauber, ordentlich, unverdächtig. Doch der Mann, der nicht weit entfernt wohnte, mit Frau und Kindern in einem rot geklinkerten Einfamilienhaus samt Doppelgarage und getrimmten Buchsbäumchen, könnte womöglich einer der meistgesuchten Serienkiller der deutschen Kriminalgeschichte sein: der sogenannte Anhalterinnenmörder aus dem Münsterland, der in den Siebzigerjahren Jagd auf junge, zierliche Tramperinnen machte.

Ginge es nach der Polizei, dann würde die Ruhe auf dem Kleinstadtfriedhof schon bald gestört werden. Ein Bagger würde anrücken, die Leiche des Verdächtigen exhumieren, eine Probe entnommen. So ließe sich ein DNA-Abgleich machen und möglicherweise ein letzter stichhaltiger Beweis erbringen. Doch es geht nicht, wie es die Polizei will, und es geht auch nicht, wie es die Staatsanwaltschaft will. Es geht, wie es das Gesetz will. Und das sieht es nicht vor, gegen Tote zu ermitteln. Egal welche Verbrechen sie zu Lebzeiten begangen haben könnten.

Kriminalhauptkommissar Eckhard Klemp, ein Kumpeltyp mit schelmischem Lächeln und Dienstsitz in Lingen im Emsland, will zeigen, wie grausam der Anhalterkiller war. An einem regnerischen Frühlingstag steigt der 52-Jährige in seinen silberfarbenen VW Golf und erreicht nach einer halben Stunde eine Landstraße, die durch die Grafschaft Bentheim führt.

Es ist eine bäuerliche Region, in der noch vieles so aussieht wie in den Siebziger. Klemp passiert Felder mit schwarz-weißen Kühen, alte Gehöfte und Äcker,

## Mutmaßliche Opfer des Anhalterinnenmörders (von 1971 bis 1977)



Barbara Storm

Erika Kunze

Marlies Hemmers

Edeltraud van Boxel

die gedüngt werden. Am Straßenrand mächtige Bäume, an denen etliche Autofahrer den Tod fanden. Am Himmel kreisen Bussarde auf der Suche nach Beute.

Klemp hat schon einiges geleistet. Er half in Thailand bei der Identifizierung der Tsunami-Toten und machte vor der somalischen Küste Jagd auf Piraten.

Die Suche nach dem Anhalterinnenkiller ist für ihn auch eine Reise in die Vergangenheit.

Klemp wuchs in der Region auf und kann sich noch gut an die Fahndungsplakate erinnern, die damals an Bushaltestellen klebten. Er war elf Jahre alt, als „Aktenzeichen XY“ über den Fall berichtete und Moderator Eduard Zimmermann junge Frauen aufforderte, auf keinen Fall in das Auto von Fremden zu steigen, schon gar nicht allein. Das hinterließ Eindruck bei Klemp, und als die Lokalzeitung „Grafschafter Nachrichten“ Ende vergangenen Jahres an die Mordserie erinnerte, nahm er sich mit seinem Münsteraner Kollegen Joachim Poll die Akten noch mal vor: Mord verjährt ja nicht.

Klemp, der eine Tochter im Alter der Opfer hat, fährt auf ein einsames Wäldchen zu, das Einheimische „Samerrott“ nennen. Dann steigt er aus und stapft in schweren Schuhen zum Kofferraum. Darin bewahrt er einen Plastikkasten auf, mit alten Vernehmungprotokollen, Zeugenaussagen und Fotos. Zwei Bäume, die auf einem der Bilder zu sehen sind, helfen ihm bei der Orientierung. „Da“, sagt er und zeigt auf eine Fläche, die nun von Büschen überwuchert ist, „das ist der Ort, an dem sie gefunden wurde.“

„Sie“, das ist die 22-jährige Pädagogikstudentin Erika Kunze aus Münster, die am 22. Oktober 1974 eine Zwischenprüfung mit der Note „gut“ bestanden hatte und nun zu ihrer Mutter ins 80 Kilometer entfernte Nordhorn trampen wollte, um ein wenig mit ihr zu feiern. Also stellte sich die junge Frau an eine Straße und tat etwas, was vielen Mädchen und Frauen zum Verhängnis wurde: Sie hielt den Daumen raus. Kunze, gerade einmal 1,56 Meter groß, traf den Anhalterinnenkiller.



Es gibt ein Foto, auf dem die Leiche der Hochschülerin zu sehen ist. Sie liegt im goldenen Herbstlaub, mit hochgeschobenem Pullover und entblößter Scham. Die Augen schockstarr geöffnet, die Arme ausgebreitet wie Jesus Christus am Kreuz, die Handflächen nach oben. Anders als bei seinen ersten drei Opfern erwürgte der Killer die junge Frau nicht nur, er traktierte sie auch mit einem spitzen Gegenstand: Ein Loch klafft in ihrer Wange.

Ähnliche Aufnahmen existieren von Marlies Hemmers, die gerade 18 Jahre alt war und zum Kurzurlaub nach Wien trampen wollte. Von Barbara Storm, die am Abend ihres Verschwindens zum Tanzen in einer Diskothek war und häufig per Anhalterin fuhr. Und von der mit 1,47 Meter ebenfalls auffallend kleinen Edeltraut van Boxel, die im siebten Monat schwanger war.

Es gibt keinen vernünftigen Zweifel daran, dass alle Frauen vom selben Mann ums Leben gebracht wurden. Alle Opfer fand man im Umkreis von etwa 35 Kilometern in Waldstücken, alle waren erwürgt, aber nicht vergewaltigt worden. Der Chef eines psychiatrischen Krankenhauses, der nach dem Mord an Erika Kunze zurate gezogen

wurde, nahm an, dass der Killer schon zum Samenerguss komme, wenn er seinen Opfern die Luft abdrücke. Die Hosen zerre er ihnen wohl nur deswegen herunter, um noch ein bisschen zu „verweilen“ und, wie er es ausdrückte, zu „spielen“. Der Killer sei vermutlich ein gehemmter Mann; einer, der nicht in einem „Kraftberuf“ arbeite, zum Beispiel als Metzger, sondern eher in einem Büro.

Es war ein Hinweis, der damals zu nichts führte, genauso wenig wie eine Aussage, die nach dem Mord an Kunze bei der Polizei einging. Ein Mann berichtete, dass er am Todestag der Hochschülerin ein verdächtiges Auto, vermutlich einen Mercedes, beobachtet habe. Der Wagen sei irgendwann auf einen Wirtschaftsweg abgebogen, der zum Fundort von Kunzes Leiche führte. Auf dem Beifahrersitz habe jemand gegessen. Weil sich der Zeuge daran erinnern konnte, dass das Kennzeichen eine „8“ und ein „BF“ für den Kreis Burgsteinfurt enthielt, kamen nur 308 Männer und Frauen als Halter infrage.

Heutzutage, sagt Klemp, würde man jeden einzelnen dieser Menschen wahrscheinlich persönlich besuchen und vernehmen. Man würde überprüfen, ob sie Vorstrafen haben, und ihre Aussagen von anderen bestätigen lassen, wenn es nötig wäre. Doch die Ermittler aus den Siebzigerjahren formulierten nur einen höflichen Brief. Wo, fragten sie die Kfz-Halter darin, waren sie und ihr Auto am Abend des 22. Oktober 1974? Zu Hause? Auswärts?

Wenig verwunderlich, dass sich keiner der Adressaten dazu bekannte, zum Zwecke des Lustgewinns eine Frau getötet und anschließend in einem Wäldchen entsorgt zu haben.

Es lässt sich heute nicht mehr klären, warum sich die Polizisten damals auf das Versenden von Fragebögen beschränkten und sich mit den Antworten, die sie bekamen, weitgehend zufriedengaben. Klar ist, dass die Teams personell nicht so gut aufgestellt waren wie die heutigen.

Wenn früher ein Mensch getötet wurde, kommandierte man meist nur 10, 12 Kollegen ab. Heute arbeiteten wohl 40 oder 50 Ermittler daran, einen Mord wie den an Kunze aufzuklären, und die verfügten auch noch über Computer, nutzten DNA-Analysen und könnten dank Smartphones und Funkzellenortung Bewegungsprofile erstellen. Die „alten Kempen“, wie Klemp seine Kollegen von damals nennt, mussten sich weitgehend auf ihre Intuition verlassen. Die sagte ihnen einige Monate nach dem Mord an Erika Kunze, dass der Killer umgezogen war.

Während es im Münsterland keinen weiteren ähnlichen Mord gab, geschah im September 1975 im Raum Heidelberg ein Verbrechen, das die Münsteraner Ermittler an die Vorlieben und den Modus Operandi „ihres“ Täters erinnerte: Das Opfer war zierlich und erst 17 Jahre alt. Monika Sorn





## WEITWINKEL

### Tschernobyl in 360°

Vor 30 Jahren explodierte Reaktor 4 des Kernkraftwerks Tschernobyl. Die radioaktive Wolke zog über Europa, Hunderttausende Arbeiter und Anwohner mussten evakuiert werden, Prypjat wurde zur Geisterstadt. Nachdem westeuropäische Messstationen die erhöhte Strahlung publizierten, sah sich die sowjetische Führung genötigt, ein spezielles Informationsbüro einzurichten. Der ehemalige Leiter dieser einzigartigen PR-Agentur kommentiert in dieser Visual Story beeindruckende 360°-Aufnahmen des Katastrophengebiets.

Sehen Sie die Visual Story im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



**JETZT DIGITAL LESEN**

## Deutschland

wurde erwürgt und in einem Wald entdeckt, mit bloßem Unterleib.

Es sollte nicht bei diesem einen Verbrechen bleiben – bis zum April 1977 wurden drei weitere Tramperinnen in der Region Heidelberg getötet, darunter ein Mädchen, das gerade erst 15 Jahre alt geworden war.

Die Kriminalbeamten spekulierten damals, dass der Killer ein Student sein könnte, der an die Uni in Heidelberg gewechselt war. Oder ein amerikanischer Soldat, den man von Münster aus in eine Kaserne ins Ländle versetzt hatte. Beides schlüssige Theorien, doch sie konnten nie umfassend geprüft werden. Das lag nicht nur daran, dass es ohne digitale Technik Wochen gedauert hätte, die Papierarchive von Meldedämtern, Hochschulen und Militär nach Übereinstimmungen zu durchforsten. Es war in den Siebzigerjahren auch eher un-

### Erst hatte Klemp kaum Hoffnung, den Täter zu finden. Doch dann stieß er auf Spur Nummer 916.

üblich, dass sich Polizisten aus unterschiedlichen Bundesländern grenzüberschreitend unterstützten – selbst bei Mord.

Dieser föderale Missstand, der möglicherweise Menschenleben gekostet hat, gehört mittlerweile weitgehend der Vergangenheit an, doch die Daten aus den vergangenen Jahrzehnten sind noch immer nicht restlos digitalisiert worden. So wäre es auch heute nicht ohne Weiteres möglich, Männer herauszufiltern, die in den Siebzigerjahren erst im Münsterland und dann in Heidelberg studiert oder als Soldat gedient haben. Klemp hat das bis heute nicht versucht, aber er stieß auf andere aufschlussreiche Indizien.

Anfangs, sagt der Kommissar, habe er keine großen Hoffnungen gehabt, als er in den alten Hand- und Spurenakten blätterte, die in seinem Plastikkasten stecken und ein wenig muffig riechen. Dann aber las er das Protokoll zu Spur Nummer 916, einer Vernehmung, die die ehemaligen Kollegen mit einem Verdächtigen geführt hatten. Warum sie das taten, darf hier nicht geschrieben werden, weil der Verstorbene dann für viele, die ihn kannten, zu identifizieren wäre. Der Mann gab jedenfalls zu, dass er für keinen der Morde ein Alibi hatte – trotzdem ließen die Beamten ihn laufen. Das könnte ein Fehler gewesen sein, glaubt Klemp. Also recherchierte er und achtete darauf, dass die Familie des Verdächtigen nichts davon erfuhr.

Klemp und sein Kollege Poll fanden heraus, dass der Mann eines der Opfer wahrscheinlich gekannt hatte und 1971 Halter eines weißen VW Käfer war – ein Umstand, der ihn als Mörder von Edeltraud

van Boxel infrage kommen lässt. Die 23-Jährige arbeitete als Prostituierte auf dem Straßenstrich in Münster und war am Abend ihres Todes laut der Aussage anderer Huren in solch ein Auto gestiegen.

Klemp besorgte sich ein altes Schwarz-Weiß-Bild des Verdächtigen: Der Mann hat ein schmales Gesicht, blonde Haare und schaut in die Kamera, als wäre es ihm lästig, fotografiert zu werden. Auffällig ist die Ähnlichkeit, die er mit jenem Mann hat, den Zeugen gemeinsam mit Barbara Storm in einer Disco gesehen haben wollen; von diesem Begleiter gibt es ein Phantombild.

Ob der Verdächtige unter den 308 angeschriebenen Autobesitzern war, will die Polizei aus taktischen Gründen nicht sagen. Eines sei aber offensichtlich, sagt Klemp: Würde der Mann noch leben, dann wäre es wegen dieses und anderer Indizien „wohl überhaupt kein Problem“, ihn zur Abgabe einer DNA-Probe zu verdonnern und diese mit Hautresten zu vergleichen, die unter einem Fingernagel Barbara Storms gefunden wurden; sie sollen laut Rechtsmedizinern mit hoher Wahrscheinlichkeit vom Täter stammen.

Doch der Mann liegt in einem ordentlich gepflegten Grab irgendwo in Deutschland. Den Antrag der Staatsanwaltschaft, ihn auszugraben, lehnte der zuständige Richter im März mit Verweis auf die Strafprozessordnung ab. Demnach ist eine Exhumierung zulässig, wenn die Todesursache eines Verstorbenen geklärt werden soll – aber nicht, um ihn selbst zu belasten.

Es sind Regelungen, die man verständlich finden kann. Tote können sich nicht verteidigen, und bestrafen lassen sie sich auch nicht mehr. Die Einzigen, die büßen müssten, wenn ihre Untaten auflögen, wären ihre Hinterbliebenen.

Dennoch bleibt ein Beigeschmack: Was bedeutet das für die Opfer und deren Angehörige? Für die Mutter von Erika Kunze, die noch lebt und sich nach Aufklärung sehnt? Für die Hinterbliebenen von Marlies Hemmers, die im August 1973 auf einen Anruf aus Wien warteten, ihn aber nicht bekamen? Die zitterten, vier Monate lang, bis zwei Tage vor Weihnachten. Dann erst wurde die Leiche der geliebten Tochter, Schwester und Freundin gefunden, von Wildschweinen oder anderen Waldtieren angefressen.

Eine Exhumierung der Leiche des Verdächtigen für einen DNA-Abgleich könnte aus einem weiteren Grund sinnvoll sein. Gäbe es eine Übereinstimmung, könnten es sich Klemp und andere Beamte ersparen, weiter Jagd auf den Anhalterinnenkiller zu machen. Gäbe es keine, müssten sie weitermachen. Denn wenn der Mörder nicht schon tot ist, dann ist er mit hoher Wahrscheinlichkeit schon Rentner.

Die Zeit, ihn noch zur Rechenschaft ziehen zu können, würde also knapp.

Guido Kleinhubert